

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 199.

Dienstag, den 25. August 1908.

23. Jahrgang.

Der Gardestern.

Humoristischer Roman von Freiherrn von Schlicht.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Das weiß ich, das weiß ich,“ rief der Herr Oberst erregt, und nach einer langen Pause, während der er anscheinend vergeblich darüber nachgedacht hatte, wie die Streitart begraben werden könnte, sagte er: „O, wäre Luise doch nie geboren!“

Unwillkürlich mußte Herr v. Schuden lachen, und lustig erwiderte er: „Aber sie locht doch sehr gut, Herr Oberst.“

„Erinnern Sie mich nicht daran,“ fuhr der Oberst auf, „glauben Sie etwa, daß ich Luise nicht entbehre? Jeden Tag sehne ich mich dreimal nach ihr: morgens, mittags und abends. Trotzdem aber gönne ich sie Ihnen, oder richtiger gesagt, Ihrer sehr verehrten Frau Gemahlin. Ja, kochen kann sie,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während ein leises, glückliches Lächeln, das der Erinnerung an schöne, selige Stunden galt, seinen Mund umspielt. „Hat Sie Ihnen schon einmal gefüllte Sellerie gemacht? Das ist ihre Spezialität — sie hat für die Fleischfüllung ein Rezept, um das der Leibkoch Seiner Majestät sie beneiden könnte. Und die Saucen, die sie machte, das waren doch noch Saucen, jetzt bekomme ich gar keine mehr zu sehen.“

Der Herr Oberst vergaß anscheinend vollständig, was seinen Hauptmann hierher geführt hatte, er schnalzte in der Erinnerung an Luises Kochkunst mit der Zunge, und noch einmal sagte er mit dem Brustton tiefster Ueberzeugung: „Ja, kochen kann sie, das muß selbst meine Frau ihr lassen.“ Wieder schwieg er eine kleine Weile, dann fragte er ganz plötzlich und unvermittelt: „Und entlassen wollen Sie die Luise nicht?“

„Nein, Herr Oberst,“ klang es fest und bestimmt zurück.

„Ich tät's ja an Ihrer Stelle auch nicht,“ sagte der Oberst, „aber um des lieben Friedens willen mußte ich Ihnen doch wenigstens den Vorschlag machen. Daß Sie nicht darauf eingehen würden, habe ich meiner Frau gestern abend gleich erklärt.“

Wieder herrschte langes Schweigen.

„Und was meinen Sie, daß nun werden soll?“ fragte der Kommandeur.

„Ich muß darauf bestehen, Herr Oberst,“ gab Herr von Schuden zur Antwort, „daß Ihre sehr verehrte Frau Gemahlin entweder meine Frau noch zu dem heutigen Kaffee einladet, oder daß sie diese wenigstens morgen in Gegenwart der andern Damen, oder zum allerwenigsten schriftlich, um Verzeihung bittet.“

Eine andere Antwort hatte der Kommandeur garnicht erwartet, er selbst würde anstelle des Herrn von Schuden dasselbe gefordert haben, aber trotzdem hatte er im stillen gehofft, daß der andere weniger verlangen würde. Wie sollte er das nur durchsetzen, was der andere da so ruhig forderte? Das zu erreichen war ja gar nicht möglich — bei jeder anderen Frau, ja, aber bei seiner eigenen — nie und nimmermehr.

So seufzte er denn schwer auf, er dachte an die Szenen, die sich gestern zu Haus abgespielt hatten, und ganz vergebend, daß sein Hauptmann ihm gegenüber saß, sagte er: „Ach ja, die Frauen, die Frauen, und besonders meine Frau!“

Und noch einmal stöhnte er tief auf, allzufröhlich schien ihm in diesem Augenblick nicht zumute zu sein. Dann sagte er: „Sie kennen meine Frau nicht, Herr Hauptmann, Sie kennen sie nicht, aber trotzdem — ich will versuchen, was in meinen Kräften steht, um Ihre durchaus berechtigzte Forderung durchzusetzen. Aber lassen Sie uns alle Eventualitäten erwägen: was dann, wenn ich meinen Willen nun nicht durchsetze?“

„Dann ist ein ferneres Bleiben im Regiment für mich unmöglich,“ gab Herr von Schuden fest und bestimmt zur Antwort, „dann müßte ich meine Versetzung beantragen.“

„Und mir dadurch auch zugleich die größten Unannehmlichkeiten bereiten,“ fiel ihm der Oberst erschrocken ins Wort, „denn soweit ich Sie kenne, würden Sie darauf bestehen, daß der wahre Grund, der Ihre Versetzung wünschenswert erscheinen läßt, angegeben wird. Und das sollte mir noch gerade fehlen, daß die Brigade und überhaupt die höheren Vorgesetzten erfahren, wie es bei mir zu Hause zugeht. Wenn Sie auf Ihrer Versetzung bestehen, kann die Sache mir unter Umständen den Krügen kosten, unter allen Umständen aber trägt sie mir einen furchtbaren Rüssel ein. Und ich habe auch nicht die leiseste Neigung, Sie aus dem Regiment zu verlieren, Sie sind einer meiner besten Offiziere, Ihre Konduite ist sehr, sehr gut, und da soll ich Sie ziehen lassen? Ich denke gar nicht daran. Es ist eine ganz verheulene Geschichte. Was machen wir da nur?“

Er zog mächtige Dampfvolken aus seiner Zigarre, so daß er für einen Augenblick gänzlich von der Erdoberfläche verschwand. Als der Rauch sich aber verzog, sah der Oberst mit einem ganz vergnügten Gesicht da.

„Ich hab's,“ sagte er, „ich hab's, nun passen Sie mal auf,“ und gleich darauf rief er mit lauter Stimme nach dem Regimentschreiber, und als dieser eingetreten war, befahl er: „Schicken Sie mir eine Ordonanz, einen tüchtigen Gefreiten, den besten, den Sie haben, und dann geben Sie mir die Liste der verheirateten Offiziere mit der Wohnungsangabe.“

Der Schreiber verschwand, und gleich darauf trat der Soldat ins Zimmer.

„Wie heißen Sie?“ fragte der Kommandeur den Untergebenen.

„Gefreiter Bunte, Herr Oberst,“ gab der zur Antwort.

„Schön. Also, Gefreiter Bunte,“ fuhr der Herr Oberst fort, „nun passen Sie mal auf. Sie ziehen sich Ihren dritten Anzug an, setzen sich den Helm auf und gehen zu sämtlichen verheirateten Offizieren und machen dort für die Damen des Hauses folgende Bestellung: Die Kaffee-gesellschaft bei der Frau Oberst fällt heute nachmittag aus, da die Frau Oberst sich nicht wohl fühlt. Verstanden?“

wechselt hat. Aber der „Wechselstieber“ soll mit lang angehaltener Hand, dann der legitime Ehepartner soll erst sehr nachträglich gezeigt haben, daß der Herz laa offe Depot ist für ungetilgte Wechselstieber.

Virreche: Der ganz Leide ist e Wechselgeschäft. Die Dame treibe Modewechsel, in Deutschland leid mer unner dem Stimmungswchsel, Russland hat Damawechsel, in te Türkei blüht de Frauenwechsel un mancher dhut beim Vorzeige vun eme Wechsel sogar die Farb wchsele. Christian, wechsel die Bage! Sure!

Roma.

Die Wiesbadener Spielbank.

In Ansehung an die letzte Wochenplauderei „Rundum den Kochbrunnen“, sei daran erinnert, daß Wiesbaden schon vor der Errichtung des alten Kurhauses „Spielhöllen“ kannte. Schon im 17. Jahrhundert wurden durch Spieler von Profession Spieltische in den Gasthäusern der Stadt gehalten, namentlich an Sonntag Nachmittagen, wo die Fremden, die herbeigekommenen Mainzer, Landbewohner und die gerade unbeschäftigten Bürger ihre Erparnisse den Bankhaltern nur zu oft als Opfer ihrer Gewinnlust brachten. Das Spielen mußte die Herrschaft, nach dem Vorbilde des nahen Schwalbachs, wo öffentlich bis zu 30 Spieltische in Tätigkeit waren, um ihrem Badeort Wiesbaden nicht Abbruch zu tun, nolens volens gestatten, da daselbe nun einmal geradezu Bedürfnis der Fremden und Einheimischen geworden und zu den beliebtesten Vergnügungen gehörte. Daß natürlich unter den vielen schwer zu beaufsichtigenden Bankhaltern auch manche Schwindler und Banernfänger waren, läßt sich voraussetzen.

Im Jahre 1771, so schreibt Roth in seiner Stadtschronik, erteilte Fürst Karl für 200 fl. Jahrespacht einem Bankhalter ein ausschließliches Spielprivilegium auf ein oder mehrere Jahre. Jedes weitere Bankhalten in den Gasthöfen war verboten, ebenso den Bürgern und Beamten der Stadt die Teilnahme am Spiel, welche Verordnung bis zur Aufhebung des Spiels 1873 fortan in Kraft blieb, resp. erneuert ward. Dadurch war der Betrug der unbekannten Bankhalter beseitigt, die polizeiliche Aufsicht erleichtert, ja erst möglich geworden, auch warf die Pachtsumme an das Waisenhaus, das Hospital, die Kriminalgerichts- und Polizeikasse immerhin beachtenswerte Einnahmen ab. Zwei Gehilfen oder Kroupiers und der Bankhalter oder Spielpächter besorgten die Bank, die vom 15. April bis 15. Oktober jährlich in einem beliebigen Lokal von 6 Uhr abends, seit 1774 von 4 Uhr an den Spielenden zu Gebote stand. Das Spiel selbst war das Pharo- und Basette-Spiel. Die Kroupiers waren von der Polizei der Stadt, nachdem sie sich über ihre Qualifikation und Lebenswandel ausgewiesen, als solche konzeffioniert und bestätigt. Die anfängliche Pachtsumme stieg von 1771 von 200 fl. bis 1810 auf 2000 fl. jährlich.

Die älteste Spielart der Bank war das Pharo mit Karten, da aber eine kurfürstliche Verordnung von 1782 den kurmainzer Untertanen das Kartenspiel verbot, hörte der Zuzug aus Mainz an Sonn- und Feiertagen auf; um das Verbot zu umgehen ward auf Ansuchen der Spielpächter 1782 das Roulette als neuerlei Kartenspiel eingeführt. Doch blieb der Zuzug der Mainzer trotzdem gering, die Spielpächter waren nach wie vor im Schaden. Zudem beteiligten sich die gewinnstüchtigen ärmeren Klassen, durch den niederen Einsatz beim Roulette verführt, so sehr an diesem Spiele, daß man Verarmung vieler fürchtete. Man verbot daher 1783 das Roulette wieder. Auf Ansuchen der Pächter wurde 1876 das bis zur Aufhebung der Spielbank bestandene Tente et quarante erlaubt, 1795 sogar das Roulette wieder eingeführt, da man stets liberaler im Bewilligen der Konzeffionen aufgrund der Vorteile, die das Spiel der Stadt brachte, ward. Später gestattete man noch das Viribi und bestimmte, für die Spiellustigen sollen vor und nach Tisch mindestens 3 Gänge Trente et quarante und 6 Gänge Pharo gespielt werden, Roulette und Viribi zur Benutzung stehen, der Spielfond solle an der großen Bank 10000, an der kleinen 5000 fl. betragen.

Spielbanken waren im Schützenhof und Einhorn als den beschäufsten Wirtshäusern, dann seit 1782 im Kaffeehaus „Zur Stadt Frankfurt“, Ecke der Saalgasse und Webergasse. Seit 1795 war auch in letzterem Hause das wiederum gestattete Roulette, das „Glücks- oder Königsrad“ und die kleine Bank, wobei der Einsatz einen viertel Kronentaler betrug. Die große Bank war im Adler mit einem fl. (kleinen Taler) Einsatz. Auch das Gasthaus „Zum Wolf“, später die „Stadt Darmstadt“, die Anfangs des 19. Jahrhunderts schon als Wirtshaus eingegangen war, hatte 1783 eine Spielbank in ihren Räumen, da ein Lokal für die Spieler nicht ausreichte,

Die kurfürstliche Polizeideputation kassierte die Jahrespachtgelder von der Spielbank ein, dieselben kamen, wie erwähnt, an Hospital, Waisenhaus, Kriminalgericht und die Polizeikasse, teilweise wurden solche, namentlich als sich die Summe gesteigert hatte, zur Verschönerung der öffentlichen Anlagen und Promenaden, zur Reinigung und Unterhaltung der Wege in denselben, Verbesserung der Straßenbeleuchtung und städtischen Musik verwendet. Dadurch steigerte sich der Fremdenzuzug bedeutend und gereichte das Spiel in dieser Hinsicht der Stadt nur zu großem Nutzen. Im Jahre 1798 hatte ein Holländer 2775 fl. Jahrespacht geboten. Fürst Karl ging gerne darauf ein, er dachte mit dieser Summe nicht allein eine Anzahl Verbesserungen zum Wohle der Kurfremden vollenden, sondern auch den Klagen der Fremden über schlechtes Trinkwasser Rechnung zu tun, den Holzborn in die Stadt zu leiten, und eine bessere Straßenbeleuchtung einführen zu können. Die Pläne scheiterten. Der Holländer nahm aus unbekannten Gründen sein Gebot zurück.

Die erledigte Spielbank fiel nun wieder in den Zustand von 1771 zurück, indem den Wirten das Bankhalten in ihren Häusern gegen 2 Laubtaler täglich von jedem Spieltisch gestattet ward, der Erlös betrug im Sommer 1798 nur 98 fl., ein zu geringes Resultat gegen die Beträge der früheren Spielpächter. Im Jahre 1800 ward die Spielbank wieder um 770 fl., von 1800 bis 1802 vergeben, 1803 betrug die Summe schon 1100 fl., 1808 2000 fl. jährlich. Von diesen Einnahmen wurde 1795 eine verbesserte Straßenbeleuchtung mit 100 fl. Aufwand eingeführt, da die ältere durch das Kriegswesen und die Kriegskontributionen im Abgange war. Im Jahre 1800 hatte ein Mainzer namens Haenlein die Bank gepachtet, derselbe tat viel für Verschönerung der Anlagen und des Kranges.

Auch sonst boten die Spielpächter alles mögliche für Abwechslung der Vergnügungen an, da von dem Besuch der Stadt ihre Jahreseinnahme abhing, Haenlein aus Mainz, als Intratier Mainzer das Unzulängliche der Lokale in den Gasthäusern für die Spielzwecke erkennend, beabsichtigte den Bau eines Saales nur für die Kurgäste. Vorläufig richtete er den neuen Saal im Schützenhof für die Spielbank ein. Als der damalige Wirt Räßberger ihm das Lokal kündigte, kam die große Bank in den „grünen Saal“ im Adler, in die Stadt Frankfurt die kleine Bank. In dem daselbst neu hergerichteten und vergrößerten „blauen Saale“ fand seit dem 28. Mai 1806 täglich dreimal Spiel statt, jeden Abend war Konzert und Freiball, von Zeit zu Zeit Schauspiel. Der Teilshaber des Spielpächters machte daselbst so gute Einnahmen, daß Letzterer dem Erstieren die Berechtigung zum Spiele entziehen wollte. Der Streit ward dadurch entschieden, daß der Bankhalter in der Stadt Frankfurt dem Pächter Zahlung des ganzen Pachtbetrages für die Spielkonzeffion und noch drei Viertel seines eigenen Gewinnes anbot.

Die Hallgarter Zange.

Die „Hallgarter Zange“, der höchste Punkt der Rheingauerge, wird jetzt von Touristen gern und mit Vorliebe aufgesucht. Von dem 22 Meter hohen Aussichtsturm aus Holz, welcher durch einen massiven, aus Stein gebauten Turm ersetzt werden soll, hat man ein schönes Panorama vor Augen, umfassend den Rheingau, das Naheetal und den Sundried bis Kreuznach, Rheinsessen, den Donnersberg, die Städte Wiesbaden und Mainz, sowie große Strecken des Rheins, den Feldberg, Odenwald und die Bergstraße. Für Ausflügler, die besonderen Wert auf gute und klare Aussicht legen, ist der Besuch im Frühjahr und Herbst zu empfehlen, doch bringen auch abkühlende Gewitter im Sommer reine Lust und klare Aussicht. Die neuerbaute Schutzhalle hat Restauration, so daß auch ein plötzlich eintretendes Unwetter die Freude des Touristen nicht zu trüben vermag. Der vollendete Neubau ist in seiner äußeren Form einfach und sauber gehalten und mutet im Innern gemütlich und anheimelnd an. Infolge guter und praktischer Einrichtung von Küche und Keller ist es der Restauration möglich, allezeit mit den nötigen Vorräten versehen, den herantretenden Wünschen und Bedürfnissen des besuchenden Publikums gerecht zu werden. Der Plan zu diesem Restaurations- und Schutzhallen-Neubau wurde im Spätkommer 1906 gefaßt und innerhalb kurzer Zeit zur Ausführung gebracht.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden,
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeiger
Konrad Lepold in Wiesbaden,

Nassauer Leben.

□ □ □ □ □ Wochensbellage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □ □

Ebbes vun unserm Stammtisch.

Piccolo: Flott de Stammtisch abgewischt un die Stiehl abgestaabt, dann die Herrn wern gleich do sei. Zeht noch die Kaarte ebei, die Streichhölzer und de Schenkel-Anzeiger un dann is alles in der Reih!

Christian (de Wert): Klaaner, du spinnt wohl, was pischberste do in dich enei; du willst wohl de „lange Salz“ ablöse, der hat aach immer die erhabenste Gedanke mit sich selber ausgedauscht.

Piccolo: Ich danke nor Banknote beim Kravattestepes aus, wenn ich nächste Monat die Gehalts-Verbesserung kriechen un die Rumpfähn vom Stammtisch ihr Trinkgeld nor noch mit Fünfzig-Pfennigstücke too losse.

Christian: Du willst wohl stichele, du Lausbub; kaum brode hinner de Ohre un drei Meenzer Handlās hoch.

Piccolo (für sich brummend): Bei de Kaarte leg ich diesmal die „Herz am“ owwe druff, vun wege dem Hannphilipp. Der Schwerendöhrer ponsiert jezt widder wo sei Fraa in der Summerfriisch is, daß sich die Balke biege. Ich wills awwer heut noch dem Marieche sage, daß der verliebt Staanscher kaan richtiger, sondern nor en Strohwitwer is und deß Strohsfeier nor so lang aanhält, bis en sein Ehegwaadrittel widder in die Fuchtel nimmt. Dann wern em die Bosse vun selbst vergehn, dem Blaudart, dem Scherzjäger, dem . . . Ah, gure, Herr Hannphilipp. En Gesprikte odder en halwe Schoppe.

Hannphilipp: Na, e Werche Daabornen bei dere Kält, daß am de Herzbennel widder warm werd. Bring gleich de ganz Bumbeskrug her, dann do summe aach schon die annern Herrn.

Birreche: Na Hannphilipp, wie gieht's, wie stieht's? Ich grüße dich im Name Deischlands un de umliegende Ortschaften.

Schorjch: Un ich soll dich grüße vun dem lieve Schnut-felche, keh gestern Owend mit eme Herr uff de Bank im Bollgrün gefesse hot, der dir wie aus dem Gesicht geschnitten ähnlich geseh' hot.

Hannphilipp: So — — ich hab schunn öfter gehört, daß ich en Doppelgänger hött. Ober meenste annerst?

Birreche: Staß beiseit! Schenk e mol Daabornen ei; des is jo e Wetter wie in de Polibik; verannerlich un en kalte Wasserstrahl uff de annern.

Schorjch: Die Wetterwolke iwwer dem Kanal oder dem Aermel-Meer hawe sich jo jezt ebbes verzoge un sin dorchsichtiger wörn, so daß dem dicke Eddi sei Gesicht wie en milde Vollmond zu uns e riwver leichte dhut.

Hannphilipp: Die Atmosphäre iwwer London, wo for Europa un die umliegende Raubstaate des Wetter gemacht werd, is immer noch „windig“ genug, un die Reuehörer vun bene Drednob heile noch gerad so laut wie vorher.

Birreche: Seitdem awer in Cronberg die Summer-Majonäs gesse is un so gut geschmeckt hot, scheint doch de Wind aus enem annern Loche ze peise. Un der Allgewaltige mit dem Zylinderhut muß sich immer den Koch sehr lowend ausgesproche hawe.

Schorjch: Des wille Schwäche bei der Tafelei is jo e ganz gut Reiche, denn im Groll heert bekanntlich jed Annerhaltung uff.

Hannphilipp: De Eduard hot sich jo dann aach ins Gewisse redde losse, un hot die beste Vorsätz gefaßt. Er is direkt noch Marienbad gefahren un will dort sei „aufgeblosene“ Wese ablege, um sich in Zukunft zwische Charabdis un de Scylla in de Polibik schlant un aalgewandt hindurch ze schlängeln.

Birreche: Na ja, er war jo aach seither nit gerad die „größte“, awwer sicherlich de dickste Diplomat, un die Dide tempele leicht hiwwe un driwwe aa.

Schorjch: Deshalb is aach de „dicke Bädermaasier“ aus de Alstadt noch Marienbad gange uff e zeitlang, dann wie der neilich korch sei Badstube gange is, do is er uff amol zwische de zwaa Badmukke stede gebliewe un hot nit mehr for sich un hinner sich gekonnt, bis die Bäderborisch die aa Badmukld abgebroche hatte. Des war e Gaudi!

Hannphilipp: Un wie er jezt noch vier Woche widerklam, do hot er e schlant Taille, un e schmal un e vornehm Gesicht, so e bische interessant blaß un anstatt 125 Kilogramm hot er nor noch 95 Kilogramm gewoge.

Birreche: Un die Gufstel war ganz seelig, daß se ihrem Borsch widder en Ruß gewo konnt, dann des war vorher ganz unmöglich bei so zwaa dicke Bäch.

Schorjch: Der Bädermaasier scheint awwer doch dem Wasser in Marienbad kaan Geschmac abgewonne ze hawe, denn er hot gleich am erschte Tag den bitteren Geschmac im „Gase stillche“ mit eme gehörige Quantum Bier e munnner gespült.

Hannphilipp: Mer driift iwverhaupt so allmählich die alte Rumpfähn widder un all freie se sich, daß se widder behaam sin. „Arumm odder lahm, es is nit besser wie behaam“, sagt mer nit umjunt.

Birreche: Nu warum aach nit. Mir sin die friedlichste Mitteleuropäer, un thun kaaner boder Rah ebbes. Mir lewe als Gemütsmensche ohne alle Aufregung. Bei uns gibts ka Gileburjer un ka Witwe Giron, die sich vun Toselli scheide losse will, höchstens läßt uns die „lustige Winne“ in de Balhale nächstens im Stich un entflieht mit all ihrne scheene Märkercher noch Berlin. Schad drum, nit woher Hannphilipp? Bei uns stedt mer ka Halsband unner des Gensterblech, vielleicht daß mer hin un widder als emol enbei. ff. . . Kaaf mich odder Cigarr-Reisende ins Loch stedt. De Hauptmann vun Köpenick fährt aach iwver noch Münche als wie noch Wiesbade, weil er wohl sich denke werd, daß wir uff den Rummel net nei falle un selbst kaan Prinz hält bei uns Redde iwver die Main- und Rhein-Linie zwische Nord- un Süddeutschland.

Schorjch: Wie mer awwer heert, soll die Kurdeputation de Zeppelin noch Wiesbade hole. Nämlich die Verkehrsdeputation, die ichun vor drei Monat noch Lausanne gefahren is um die Bremsvorrichtung for die Bierstadter Bahn zu besichtigen un die jedenfalls, wann sie nit uff dem Mont Terrible eingekneit is, aach e mol widder zerückt komme werd, soll uff de Rückreis de Zeppelin uffsuche, um en einzelade zu erre Lustreis noch Wiesbade.

Hannphilipp: Der kann dann ganz gut uff dem warme Damm sei „Niederkunft“ bewerkstelligen un uff de Weiterfahrt noch Berlin unser Palamentarier mitnehmen. Uff dem Weg kriechen die aach vun owwe runner en „Iwverblid“ iwmer die Verhältnisse im Wahlkreis un betrachte die Polibik vun eme höhere Standpunkt aus un deß is arig notwennig bei uns.

Birreche: Deß is sogar so wichtig, daß mer e Ballonhalle baue dächte, denn mir sein jo ka Sachse, die niz iwverig hawwe; mir huns jo!

Schorjch: Die schenke nor bedingungsweis, die „helle Sachse“; Dresden gibt gar niz un die Stadt Halle schenkt nor, wann se in Zukunft den Reklametitel „Ballong-Halle“ führen derf.

Hannphilipp: Die wedsele de Name wie neilich die Fraa uff de Summericher Korb die Männer ausge-

„Zu Befehl, Herr Oberst.“

„Schön, dann wiederholen Sie mir den Auftrag.“

Und das machte der Gefreite Bunte so gut, daß der Kommandeur die Beruhigung hatte, die Sache würde zu seiner Zufriedenheit erledigt werden.

„Es ist gut, Bunte,“ sagte der Kommandeur, „um einhalb drei Uhr gehen Sie fort, und Sie beeilen sich so, daß Sie spätestens um einhalb vier bei allen Damen gewesen sind. Nur zu meiner Frau brauchen Sie natürlich nicht zu gehen, die weiß es ja so.“

Der Gefreite ging, und mit strahlendem Auge sah der Oberst seinen Hauptmann an, und mit einer Stimme, der man deutlich die innere Zufriedenheit anmerkte, fragte er: „Was sagen Sie nun?“

Mit wachsendem Erstaunen hatte Herr von Schuden den Worten seines Kommandeurs gelauscht, er war ja starr, einfach starr, er wußte gar nicht, was er sagen sollte. So viel Mut seiner Frau gegenüber hatte er seinem Oberst gar nicht zugetraut. Er erkannte es hoch an, was der Kommandeur tat, um die Angelegenheit aus der Welt zu schaffen, aber aus der Welt war sie trotzdem nicht, und dem gab er schließlich auch offen Ausdruck.

„Das weiß ich, das weiß ich,“ stimmte der Oberst ihm bei, aber wir haben Zeit gewonnen, und das ist schon sehr viel. Vor allen Dingen findet der Kaffee nun heute doch nicht statt, Ihre Frau Gemahlin braucht sich doch nicht zu sagen: „Die anderen Damen sind jetzt alle bei der Kaffeetasse versammelt, nur ich sitze allein zu Hause“. Meine Frau wird natürlich rasen, aber das läßt sich nicht ändern, sie wird zur Einsicht kommen, daß ich, soweit es sich um die Damen meines Regiments handelt, nicht alles, was sie tut, billigen kann. Sie wird zur Einsicht kommen und bei dem nächsten Kaffee Ihre Frau Gemahlin einladen, verlassen Sie sich darauf. Der Kaffee ist nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, und wenn meine Frau Ihre Frau Gemahlin zu der nächsten Kaffeegesellschaft einladet, möchte ich Sie im Interesse des Friedens bitten, sich damit begnügen zu wollen und nicht darauf zu bestehen, daß meine Frau auch noch um Entschuldigung bittet. Wenn die Damen wieder miteinander verkehren, ist ja alles gut.“

Es dauerte lange, bis Herr von Schuden sich mit diesem Kompromiß einverstanden erklärte, schließlich aber gab er doch nach, und der Kommandeur atmete erleichtert auf, als der Hauptmann gegangen war und als er mit seinem Adjutanten wieder zusammen bei der Arbeit saß.

„Mir ist ordentlich warm geworden, Baumann,“ sagte er, sich die Stirn trocknend, „der Schuden hat einen nichterträglich dicken Schädel, der besteht auf seiner Meinung und läßt sich durch nichts davon abbringen. Na, dieses Mal ist es mir nun doch noch gelungen, aber leicht war es nicht. Nun wollen wir aber an die Arbeit gehen, sonst werden wir heute überhaupt nicht mehr fertig.“

Und da hatte er so unrecht nicht. Den ganzen Vormittag hatte er mit seinem Adjutanten weiter nichts besprochen, als die der Frau von Schuden zugefügte Kränkung, alle Augenblicke hatte er im Bureau die Feder aus der Hand gelegt und sich gefragt: „Was wird der Mann wohl dazu sagen?“ Das wußte er ja nun und wollte jetzt weiterarbeiten, aber plötzlich stieg in ihm die Frage auf, was wohl seine Frau zu der eigenmächtigen Anordnung sagen würde? Natürlich durfte er, wenn er nach Hause kam, ihr nichts davon erzählen, denn dann würde sie in ihrer Erregung und in ihrem verletzten Selbstgefühl sofort an alle Damen des Regiments eine neue Ordonnanz mit der Meldung schicken: der Kaffee findet doch statt. Und dann war er der Blamierte. Vor allen Dingen wurde dann Frau von Schuden doch nicht eingeladen, — nein, nein, das durfte nicht sein. Er mußte schweigen, er mußte sie alle Vorbereitungen für den Empfang ihrer Gäste treffen lassen, sie mußte Toilette machen und im Salon warten und warten. Und dann, wenn sie genug gewartet hatte, wenn sie zu ihm kommen würde, um ihm zu erzählen, daß unbegreiflicherweise sämtliche Gäste ausgeblieben wären, dann erst durfte er sprechen.

Er war nicht bange, es fehlte ihm nicht an persönlichem Mut, aber trotzdem zitterte er bei dem Gedanken an das, was seine Frau auf seine Bemerkung hin antworten würde, ihm schauderte.

„Könnten wir nicht heute abend eine Nachtfeldübung im Regiment abhalten?“ fragte er seinen Adjutanten. „Wir haben bisher erst eine einzige derartige Übung in diesem Jahre gemacht, und das ist doch sehr wenig. Wir könnten ja so gegen sechs Uhr abrücken.“

Das war die Stunde, in der er seiner Frau gegenüber würde Farbe bekennen müssen.

Der Adjutant durchschaute seinen Herrn, er kannte dessen häusliche Verhältnisse zur Genüge, und ihn überkam wirklich aufrichtiges Mitleid mit seinem Vorgesetzten, der an der Seite seiner mehr als nervösen Frau ein wenig beneidenswertes Dasein führte, trotzdem widersprach er: „Es geht nicht, Herr Oberst, die meisten Kompagnien sind heute vormittag schon im Gelände gewesen, einige kommen auch erst gegen 5 Uhr vom Scheibenstand zurück, es würde für die Mannschaften eine große Anstrengung werden.“

Der Kommandeur stöhnte schwer auf. „Schade, schade“, sagte er, „ich hätte gerade heute solche Lust, eine Nachtfeldübung abzuhalten, aber wenn Sie meinen, daß es nicht geht, dann will ich mein Vorhaben lieber aufgeben.“

Es war spät, als die Tätigkeit auf dem Bureau endlich erledigt war und der Herr Oberst den heimischen Penaten entgegensritt. Seine große, stattliche Gestalt fiel auch heute überall auf der Straße auf, und die Soldaten, die ihm begegneten, bekamen es schon bei seinem Anblick mit der Angst, daß sie bei dem Frontmachen ihre Sache auch gut machten, denn in solchen Dingen verstand der Herr Oberst keinen Spaß. Und als der Posten, der vor der Wohnung des Kommandeurs auf und ab ging, ihn kommen sah, flog er beinahe an das Schilderhaus und machte einen so tadellosen Griff, daß der Oberst ein lautes „Bravo!“ sagte. Alle hatten sie Respekt vor ihm, vor seinem Äußeren, vor seinem Können und vor seiner strengen Gerechtigkeit — nur seine Frau nicht. Langsam stieg er in der kleinen Villa, die er allein bewohnte, die Treppe hinauf, die in sein Arbeitszimmer führte, dann kleidete er sich um und saß wenig später seiner Frau am Mittagstisch gegenüber.

„Du kommst spät“, sagte sie streng und tadelnd, „wenn Du in fünf Minuten nicht hier gewesen wärest, hätte ich mit dem Essen anfangen müssen. Es ist gleich halb drei Uhr, ich und die Leute haben bis zum Kaffee noch alle Hände voll zu tun, daran hättest Du denken und eher kommen sollen.“

„Verzeih“, bat er, „aber das Generalkommando und die Division nehmen auf Deinen Damentasse wirklich nicht die leiseste Rücksicht. Ich kann doch nicht dem kommandierenden General schreiben: „Euer Erzellenz bitte ich ganz gehorsamt, mit der Beantwortung Ihres letzten Schreibens sich noch einen Tag gedulden zu wollen, da meine Frau heute nachmittag einen großen Kaffee gibt, und ich infolgedessen pünktlich zu Hause sein muß. Das geht doch nicht.“

„Laß doch derartige Versuche, mich davon zu überzeugen“, sagte sie gereizt, „daß du nach deiner Ansicht immer im Recht bist. Ich habe so wie so genug um die Ohren; seitdem die Schuden nun auch noch unsere Köchin abspenstig gemacht hat, und seitdem ich mich auch noch um das Essen bekümmern muß, ist es fast zu viel, was auf mir lastet!“

„Ich bitte dich“, sagte er ruhig, aber bestimmt, „laß Luise aus dem Spiel und sprich nicht mehr davon, ich kann und will vor allen Dingen nichts mehr davon hören. Aber ich möchte dich trotzdem bitten, dich korrekt auszudrücken: Frau v. Schuden hat uns Luise nicht abspenstig gemacht, sondern Luise hat ihren Platz hier verlassen, weil sie deine Bannen nicht mehr ertragen konnte. Das ist ein großer Unterschied.“

Sie lachte spöttisch auf: „Daß Du Frau v. Schuden wieder in Schutz nehmen würdest, konnte ich mir denken, sie ist ja nun einmal dein Protegé.“

(Fortsetzung folgt.)